

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 16

Artikel: Dug [Schluss]
Autor: Hanhart, Dorette
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 16 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

21. April 1934

Leise Stunde. Von Alfred Hugenberg.

Was willst du mir denn sagen
Du grüner, lachender Frühlingstag?
Die muntern Drosseln schlagen
Wie trunken nah im dunkeln Hag.
Mein Acker scheint zu träumen,
Ganz still ist's unter den Bäumen,
Ich hör' der leisen Stunde Schlag.

Sie kommt mit jedem Lenze,
Steigt auf wie ein versunken Gut,
Fern an der Kindheit Grenze
Wandl' ich in treuer Augen Hut.
Ein Duft liegt über den Weiten,
Die heimlichen Glocken läuten:
Du hast es gut, du hast es gut!

Ich seh' der Mutter Hände,
Verwerkt und hart — und doch so
Sie müht sich ohne Ende [weich!
Und gibt und gibt und bleibt doch
In Ackers Grund geborgen [reich.
Schläft ihr Segnen und Sorgen
Und macht ihn mir zum Märchen-
reich.

Dug. Novelle von Dorette Hanhart.

Dug lag auf ihrem Bett. Es war Nacht. Das Gefühl letzter Vereinsamung machte sie beinahe leblos. Sie weinte längst nicht mehr. Ihre Trauer konnte sich auf keine Weise mehr äußern. Aus ihrem erstarrten Gesicht schauten blidlose Augen nach der Zimmerdecke. Die Stille wäre vollkommen gewesen ohne den Fluß. Der freilich rauschte wie vordem, und er würde es immer auf die gleiche Weise tun. Er kannte kein Erbarmen mit dem Geschöpf. Auch die Uhr tickte wie jeden Tag. Nein, nichts hatte sich in ihrer Umgebung verändert. Die Zeit ging nicht schneller und nicht langsamer ihretwegen, sie kümmerte sich nicht um ein krankes Herz. Sie ging darüber hinweg und man sagte von ihr, daß sie jeden Schmerz heile. Möglich, andere Leiden, aber nicht die ihren. O nein, sie fühlte sich zu tief getroffen, am Lebensnerv verwundet. Und Dug sah mit peinlicher Schärfe alle die Vorgänge vor sich. Sie spürte nochmals die Erwartung vor dem Besuch, diese heimliche, jahrelange Hoffnung auf diese Begegnung. Sie war bange gewesen, gewiß, aber bereit, den leisesten Grad von Gefühlswärme aufzufangen. Sie wußte sich frei von Verstoßung, aber man mußte ihr ein Lächeln zeigen, eine kleine Gebärde der Freundlichkeit und Liebe. Und dann, ja was kam dann? Auf dem beinahe unpersönlichen Gesicht des Mannes lag nicht die kleinste Spur einer Erinnerung. Es zeigte auch nichts von gewollter Schutzmaske, ach, wie hätte sie selbst diese allem andern vorgezogen. Er brauchte sie wohl nicht einmal, hatte gar nichts mehr zu verbergen. Sprach mit ihr, wie mit irgend jemandem. Auch später, als die Frau ihre Pfeile abschob, einen um den andern,

da stellte er sich nicht vor sie hin. Die Ruhe seiner Seele schien ihm vor allem wichtig. Nicht das kleinste Gefühl für die ehemals Geliebte ließ ihn zu einer raschen Handlung, einem unbesonnenen Wort hinreißen. Die Ergriffenheit schien in ihm erstorben. Die Frau wenigstens haßte sie. Diese Abneigung war die Wirkung eines erkannten, starken Empfindens von seiten ihres Mannes. O ja, der Haß überdauerte die Liebe; er brannte noch lichterloh, als die Asche jener andern Glut längst erkaltet.

Dug erinnerte sich schamvoll jedes einzelnen Wortes, das zwischen ihnen gefallen. Wie zwei wütende, ergrimnte Gegner waren sie aufeinander losgegangen. Nur helle Verzweiflung brachte es fertig, sich auf diese Weise zu ver-gessen. Es war scheußlich, an all das Häßliche zu denken, das wie ein früher Saß aus den untersten Tiefen an die Oberfläche gestiegen. Und das blieb nun bestehen ein ganzes Leben lang. Das leiseste Empfinden für Sauberkeit und Würde mußte sich dagegen auflehnen. Zu ihrem Schmerz um den unwiderbringlichen Verlust des Freundes gesellte sich das widerwärtige Empfinden einer menschlichen Niederlage. —

Und Dug kam es weiß Gott vor, als wäre der frühere Zustand ein beneidenswerter gewesen, gemessen an diesem Zusammenbruch. Vor einigen Stunden noch litt sie um eine Beziehung, die mitten aus einem großen Gefühl heraus abgeschnitten wurde. Von Schuld konnte da keine Rede sein. Das Leben hatte eben eingegriffen und diese Liebe unterbunden. Der Gram spielte sich im Innern allein ab. Jetzt aber war es anders. Jetzt hatte sie selbst etwas zer-

stört, mit einigen Hieben hatte sie das Beste ihres ganzen Daseins zertrümmert. Sie, die einstmal den Sieg ihres Herzens über ihre eigenen Wünsche gefeiert — sie hatte einen nächtlichen Sternenhimmel zum Zeugen gehabt —, sie stand jetzt da wie irgendein keifendes Weib, gehässig und verabscheuungswürdig. Nun besaß sie nichts mehr, nicht einmal den vollkommenen Schmerz. Er mußte sich mit seiner geplagten Schwester, der Reue, fortan vermengen.

Und Dug spürte, daß ihr nichts, nicht einmal der Tod helfen würde. Man konnte nur sterben, wenn man mit sich im reinen war. Die Unordnung ihres Innern zwang sie zu einem qualvollen Dasein.

*

Der Bibliothekar, unter dem Dug arbeitete, war ein angenehmer Mann von mittleren Jahren. Die grauen Haare standen dem jungen, lebendigen Gesicht außerordentlich gut. Man glaubte sie ihm eigentlich nicht, sie wirkten wie eine ausgelassene Laune. Er hatte etwas von einem großen Knaben an sich neben aller beruflichen Tüchtigkeit. Die Jungenhaftigkeit bestand in einer steten Neugierde auf das Leben. Was er in die Hand nahm, schien äußerst wichtig. Für diesen Menschen gab es weder groß noch klein.

Einst saßen sie zusammen in einem neu eingerichteten Speisehaus. Doktor Brennwald musterte alles. Er ging umher, klopfte die Wände ab, unterzog die Tischgeräte einer genauen Prüfung. Gleich darauf waren es die Blumen auf dem Tisch und zuletzt Dug selbst.

„Nun, Fräulein Dug, Sie sind in der letzten Zeit ein bißchen schmal geworden. Ermüdet Sie die Arbeit zu sehr?“

„O nein.“

Sie errötete nach ihrer Art rasch und heftig. Brennwald tat, als bemerke er es nicht. Er studierte die Speisekarte. Aber ganz plötzlich sagte er:

„Meine Frau kommt dieser Tage zurück. Ich habe einige Freunde eingeladen. Es wird Musik gemacht. Lieben Sie Musik, Fräulein Dug?“

„Ja, gewiß.“

„Nun, wollen Sie dann nicht ebenfalls dabei sein? Wir sind doch eigentlich zwei gute Kameraden, nicht wahr? So Tag um Tag zieht man am gleichen Karren. Meine Frau würde sich bestimmt sehr freuen.“

Die erste Regung in Dug drängte zur Abwehr. Sie mochte nirgends hingehen; seit Monaten lebte sie wie hinter Mauern. Aber nun drängte ihr Vorgesetzter von neuem sehr herzlich:

„Sagen Sie nicht nein, kommen Sie.“

Er lachte sein junges Lachen.

„Gut“, nickte Dug. „Ich weiß zwar nicht, was ich unter Menschen tue.“

„Das wollen wir Ihnen dann schon sagen, Sie junge Einsiedlerin.“

Dug ging hin. Frau Brennwald bemühte sich liebenswürdig um sie. Die Menschen, die sie traf, schienen ihr insgesamt von einer beneidenswerten Gelöstheit. Die Musik tat ihr wohl. Später tanzte man. Dug hatte zu lange in ihrer Einsamkeit gelebt, daß nicht ihre andersgerichtete Art aufgefallen wäre. Menschen, die von irgend etwas heftig

angerührt sind, wirken meist sehr stark auf ihre Umgebung. Sie verschmähen die Umwege, fallen wie ein Lot beinahe senkrecht in die Tiefe. Es schien, als ob es alle darauf abgesehen hätten, sie zu verwöhnen, irgend etwas an ihr gutzumachen. Bot sie einen so verhungerten Eindruck? Rasches Mißtrauen stand auf und verschwand. Ach nein, sie wollte heute vergnügt sein.

Ihr Vorgesetzter holte sie zum Tanzen. Wie nett er war. Wie hübsch er lachte. Und auch die andern zeigten sich ohne Ausnahme außerordentlich angenehm. Doktor Brennwald sagte:

„Das dunkelrote Kleid steht Ihnen sehr gut. Jetzt weiß ich erst, was ich für eine verführerische Mitarbeiterin habe.“

Er scherzte mit der beifälligen Herzlichkeit von Menschen, die alles haben, was sie brauchen, und darüber hinaus freigebig zu sein vermögen.

„Und dann“, fuhr er listig fort, „wo haben Sie sich in aller Eile Ihre gute Gesichtsfarbe gekauft? Diese heimliche Bezugsquelle müssen Sie mir verraten.“

„Ich muß wohl sehr übel ausgesehen haben, daß Sie so mit mir sprechen.“

„Ach, dummes Zeug, ich denke, wir haben alle bessere und weniger gute Zeiten. Das ist ganz natürlich.“

Nun, damit ging sie nicht ganz einig, und nachdem sie sich von ihrem Begleiter, Felix Weißhaupt, vor der Haustüre verabschiedet, sagte sie vor sich hin: Weißmann, Weißhaupt ... seltsam, wie einen etwas verfolgen kann. Weiß? Warum nicht ebenso gut schwarz? Warum nicht irgendein Name? Ihr Herz klopfte einen Augenblick in alter Unruhe. Sie entkleidete sich rasch und löschte das Licht. Nun wollte sie schlafen.

Einige Tage nach jenem Abend erhielt Dug einen Brief. Sie suchte die Unterschrift, las den Namen Felix Weißhaupt und mußte sich zuerst besinnen, wer das überhaupt sei. Was sie zu hören bekam, erstaunte sie über alle Maßen. Dieser Mann, von dem sie bloß eine flüchtige Erinnerung besaß, dessen Züge sie sich nur noch schwach vorstellen konnte, sprach von dem tiefen Eindruck, den sie auf ihn gemacht. Ob er sie nochmals sehen dürfe? Seine Zeit sei kurz bemessen, in einer Woche fahre er wieder zurück nach Lyon. Der Ton dieses Briefes war ungeschminkt herzlich. Er bediente sich Wendungen, wie Kaufleute sie gerne gebrauchen. Aus den Worten schälte sich nun auch langsam sein Gesicht, regelmäßige, bis zur Plumpheit kräftige Züge mit einem Ausdruck von kaltem Scharfsinn. Ja, Dug hatte sich an jenem Abend eigentlich gewundert, wie scheinbar gute Freunde Weißhaupt und ihr Vorgesetzter waren. Sie schienen ihr so gegensätzlich, nicht leicht zu vereinen. Der eine gab sich nach außen hin so unbeschwert und losgelöst, im Innern — das wußte Dug recht genau — war er gar nicht leicht durchschaubar; da mochte allerhand verborgen ruhen. Der andere wirkte ernst und gemessen, beinahe von einer leicht pedantischen Förmlichkeit. Er besaß eine runde Lebensanschauung, die man fassen konnte. Wußte Dug denn dies so genau? Sie hatten doch nur den Heimweg zusammen gemacht. Das genügte. Eine Natur wie Dug, seit ihrer Kindheit gewohnt, sich auf Menschen einzustellen, spürte sofort, wo sie sich leichter oder rascher zum andern hintasteten

mußte. Bei Weißhaupt bedurfte es einiger Umwege; sie ahnte seinen inneren Bau von dem ihrigen sehr verschieden. Und nun dieser Brief! Dug saß im Lehnstuhl, in dem Christoph damals gegessen. Die kleine Wohnung über dem Fluß kam ihr heute mehr denn je wie ein Vogeltäfig vor. Sie war so lustig eingebaut, in einer alttümlichen Laune hingelebt. Es gab Zeiten, da schien sie ihr zu schwanzen, wenn der Wind mit aller Gewalt daran rüttelte. Zu schlafen getraute sie sich dann nicht vor Furcht. Menschen konnten doch unendlich allein sein. Und diese andere, nackte, allen sichtbare, beinahe brutale Vereinsamung war zu Zeiten nicht weniger grausam als die von Gott eingesetzte Einsamkeit der Kreatur.

Warum sollte sie Herrn Weißhaupt nicht sehen? Er reiste ab in wenigen Tagen; wahrscheinlich würde sie ihm ihr ganzes Leben nicht mehr begegnen. Sie gefiel ihm. Man hatte ihr dies noch nicht sehr oft zu verstehen gegeben. Einmal ja, aber dies mußte sie vollkommen vergessen. Und man vermochte dies am besten in Gesellschaft von Menschen, die einen angenehm fanden. Ja, sie wollte diesem Kaufmann aus Lyon ein paar Worte schreiben. Einige Tage hindurch schwebte es immerhin wie Erwartung in der Luft.

Sie verabredeten sich zu einem gemeinsamen Nachessen und nachher würden sie bei Dug den Kaffee trinken. Nun saßen sie sich gegenüber, ein bißchen verlegen und ungewohnt. Herrn Felix Weißhaupt plagte das Empfinden, als habe er sich in dem Brief überschwenglich primanerhaft ausgedrückt. Er versuchte diesen Eindruck wettzumachen, indem er sich zu einer förmlichen Haltung zwang. Sein grauer Anzug mit dem unauffälligen Muster saß ihm wie angegossen. Die Wäsche war tadellos. Durch die nicht sehr dichten, aber gepflegten Haare zog sich schnurgerade der Scheitel. An der linken Hand saß ein Siegelring. Alle diese Dinge trug er wie ein Mann, der eine gewisse Würde und Untadeligkeit zu schätzen weiß. Warum machte dies Dug ein wenig ungeduldig? Das Auffallende lag ihr auch nicht, nein, ihre eigene Sicherheit taugte nicht viel. Es gab überhaupt wenig Frauen, die es lange ertrugen, abgesondert zu stehen. Und dennoch kam es ihr plötzlich unnütz vor, daß sie diesem fremden Mann gegenüber saß, sich mit ihm über die Wahl der Speisen unterhielt und daß sie ihm nachher für den hübschen Abend danken mußte. Warum ließ sie sich darauf ein? Nur deshalb, weil er sie angenehm fand? Ja, war sie denn in ihrer Selbstachtung so gesunken, daß sie dies dankbar und verpflichtend empfand?



Frühlingszauber auf dem Plateau von Montana. Im Hintergrund das Wildhorn.

(Phot. Ch. Dubost, Montana.)

„Auf Ihre Gesundheit!“

Felix Weißhaupt hob das fein geschliffene Glas. Aus seinem Gesicht war plötzlich die vorsichtige Rühle verschwunden. Und Dug fand die Gebärde hübsch, mit der er sein Glas dem ihrigen näherte. Sie mußte sich hüten, jede Lebensäußerung unter die Lupe zu nehmen. Ihre Bedenklichkeiten von vorhin dünkten sie verschoben. Allzu feinverästelte Empfindungen kluppte man am besten ab.

„Ich freue mich so, daß Sie gekommen sind.“

„Der Abend damals bei Brennwalds war reizend.“

Dug wußte nichts anderes zu sagen, als an jene Begegnung zu erinnern.

„Nicht wahr?“ Felix Weißhaupt bot ihr das Brot hinüber. „Es ist immer hübsch dort, das letztemal aber ganz besonders.“

Frauen, die alles hören, jede Anspielung sofort erfassen, geben sich in ähnlichen Fällen den Anschein, als verstünden sie nichts. Auch Dug war so. Wieder einmal hatte ein Jäger ein Wild aufgespürt, er verfolgte seine Fährte, und wenn er sich auch noch so leise und vorsichtig heranpirschte, so bewegte sich dieses Wild auch nicht ungeschickt. Es wich aus, machte unerwartete Wendungen, plötzlich stand es ganz wo anders und der Weidmann hatte seine liebe Not, die gute Richtung immer wieder zu finden. Werden die Menschen nie müde, dieses Spiel zu spielen?

Nein, das tun sie nicht und Felix Weißhaupt hatte seinen besondern Grund, es ernsthaft in Gang zu bringen. Denn in zwei Tagen reiste er weg und er hatte sich nun einmal etwas in den Kopf gesetzt. Ja, er verfolgte seine ganz bestimmten Pläne. Nun, noch lag ein ganzer Abend vor ihm, es blieb ihm noch Zeit für manches. Diese anmutige Dug lud ihn zu sich ein nach Hause. Man mußte mit dem scheuen Vögelchen vorsichtig umgehen; er tat am besten, vorläufig nicht allzu persönliche Dinge anzurühren.

Und dabei durfte man das Essen nicht vergessen, man speiste scheint's nicht nur anständig in Frankreich; auch der Wein konnte sich sehen lassen.

„Bitte, Fräulein Dug.“

Er schenkte ihr das Glas zum zweiten Male voll. Auch Dug fand alles vorzüglich, und sie wußte nicht, aus welcher Tiefe plötzlich eine Melodie in ihr auftauchte ... Si tu ne m'aimes pas, je t'aime ... Wo hatte sie das schon gehört? Der Wein stieg ihr wohl in den Kopf; er wirkte in ihr wie ein dünner Nebel, der einmal stieg und Löcher riß, dann wiederum leicht und behende alles zudeckte. „Si tu ne m'aimes pas, je t'aime ...“ Ja, wen liebte sie denn? Weiß...mann, ach nein, der war ja weg, er würde nie mehr in ihrem Leben eine Rolle spielen. Weißhaupt hieß er, er saß ihr gegenüber, ein netter, guter Mensch.

„Wie meinen Sie? Noch mehr? Nein, nun ist es wirklich genug, ich werde sonst vollkommen beschwipst, und wer wird uns den Weg weisen?“

Es regnete. Er nahm ihren Arm. Wie hübsch, daß nur er einen Schirm bei sich trug. So plauderte es sich viel besser. Dug fand, daß er ihren Arm viel zu hoch hielt im Bestreben, sie gut zu stützen. Es ermüdete so. Sie wagte nichts zu sagen. Herr Weißhaupt war nicht viel größer als sie. Er zeigte sich auch nicht ganz so schlank, wie es zu seiner Größe gepaßt. Did konnte man ihn keineswegs nennen, aber warum hielt er sie nur wie in einem Schraubstod? Es mußte ein bißchen komisch ausschauen. Ach, die Wirkung des feinen, goldenen Weines schien bei ihr bereits verflogen zu sein. Sie nörgelte wieder, während ihr Begleiter ahnungslos in einer gehobenen Laune von diesem und jenem sprach. Es wäre für sie beide besser gewesen, wenn es nicht geregnet, wenn Herr Felix Weißhaupt nicht ihren Arm genommen und wenn sie nicht unter einem gemeinsamen Regenschirm gegangen. Und nun wußte sie plötzlich wieder, von wem sie jene Wortfetzen schon einmal gehört. Von Christoph natürlich. „L'amour est enfant de Bohème; il n'a jamais connu de loi.“

Dummes Zeug, das Geseß war etwas sehr Gutes. Man brauchte es zum Leben. Sie und alle Frauen bedurften seiner. Liebe ohne Schutz! Gott behüte einen davor. Sie brachte nichts als Kummer. Sie setzte sein Opfer den schlimmsten Anwürfen aus. Kein Mensch konnte so etwas ertragen.

„Gleich sind wir da, Herr Weißhaupt. Gibt es in Onon auch so etwas Altväterisches wie diese Gasse? Nein, nun müssen Sie mich wirklich loslassen, sonst kann ich die Türe nicht aufschließen.“

Weißhaupt dachte, ihr durch den Gang folgend: Wie kann ein Mensch in solch einem alten Hause leben, ein Wesen wie Dug, die so hübsch lacht und in allem so unerfahren ist. Man sollte sie so bald wie möglich wegnehmen.

Später stand er, die Zigarette in der Hand, am Fenster. Er wartete, wartete darauf, daß Dug etwas sagen würde. Die Stille in diesem Zimmer war vollkommen. Warum sprach sie nicht? Fiel es ihr so schwer, auf eine klare Frage eine ebenso klare Antwort zu geben? Was hielt sie hier zurück in diesem kleinen Zimmer, bei dem auf die Nerven gehenden Rauschen dieses Flusses? Und zum erstenmal dümmerte es in ihm, daß in jedem Menschen un-

durchsichtige Stellen ruhen, die man so leicht nicht durchschaut.

Und Dug? Sie saß in ihrem kleinen Stuhl mit geschlossenen Augen. Da stand sie also auf einmal vor einer Entscheidung. Wurde sie überrascht davon? So ganz aus blauem Himmel kam die Frage wohl nicht. Vielleicht hatte sie gleich nach Empfang jenes Briefes diese Möglichkeit erwogen, natürlich nicht so klar und deutlich, so wie sie auch mehr gefühlt als bewußt Weißhaupts Wunsch nach dieser Zusammenkunft Folge geleistet. Es war ihr nie möglich gewesen, aus einer Ueberlegung heraus irgend etwas zu tun. Nein, sie mußte den Augenblick erleben, er gab ihr erst das Richtige ein. Sie besaß nur die Hellichtigkeit des Instinktes. Welch seltsamer Abend! Alle diese Stunden hindurch fühlte sie sich an einem nur losen, dünnen Gefühlsfaden gehen. Hin und wieder sprang sie eine kleine Ungeduld an, wie man sie Menschen gegenüber leicht empfindet, die man schon lange kennt und die einem nie ganz nahe gestanden. Und plötzlich weiß sie. Die Erkenntnis kommt ihr mit einem Schlag. Sie, die einen Menschen mit der vollkommenen Hingabe eines jungen Herzens liebte und erkennen mußte, daß dieses stärkste Gefühl immer weniger wurde, immer mehr zerfiel, sie soll sich für den Rest ihres Lebens einem Empfinden anvertrauen, einer bloß achtbaren Zuneigung? Wenn jenes andere nicht mehr taugte, wie konnte sie diesen geringen Einsatz wagen? Ihre tiefe Lebensungläubigkeit wird ihr eindeutig bewußt. Nein, nicht Felix Weißhaupt zwang sie, ihr Dasein in diesem Winkel allein weiterzuleben, auch Christoph Weißmann hätte heute, wenn er mit der gleichen Frage an sie gelangt dieselbe Antwort bekommen. Sie liebte niemanden. Die tiefgehende Erfahrung alles Vergänglichen hatte sie leergebrannt.

„Dug“, kam es fragend vom Fenster.

Sie sagte leise: „... es tut mir so leid ...“

„Nein?“ „Nein.“

*

Elinor lebte in Paris; sie war verheiratet. Liebte sie denn immer noch Jacobsen? O ja, sie gehörte zu denen, die in ihrem Innern eine dunkle Blume zärtlich hegen. Sie besaß zwei kleine, hübsche Mädchen, mit denen sie jeden Morgen turnte und denen sie abends, wenn es dunkelte, Märchen erzählte. So war Elinor. Eines Tages hieß sie die Kinder allein spielen. Sie saß über einen Brief gebeugt, den sie in der Frühe erhalten. Sie hatte ihn nun bereits viele Male gelesen und die Bedrückung wollte nicht weichen. Die hellen Wände ihres Zimmers, die großen Fenster, durch die das Sonnenlicht strömte, die hohen Stimmen ihrer kleinen Mädchen aus dem Nebenzimmer, bedeuteten etwas unwahrscheinlich Lebendiges, gemessen an der tiefen Schwermut, die Dugs Worte umstand.

„Elinor“, hieß es da, „dieses untrügliche Wissen über mein kleines, brüchiges Schicksal, das ist wohl das traurigste. Andere können sich belügen, sich etwas vormachen — o herrliches Geschenk — ich aber vermag nicht einmal das. Da liege ich in der Nacht und es ist kein barmherziges Geräusch um mich. Hin und wieder gibt eine Glocke an, aber die vertieft noch den Eindruck des Alleinseins. Ich sehe mein Leben vor mir, Elinor, weiß, daß alles vergeht, alles ausgelöscht wird; das Gesetzmäßige daran ist nicht zu über-

sehen. Ich habe auch nichts dagegen einzuwenden. Der Tod ist das wenigste. Aber der Weg bis dahin, Elinor, diese lange, öde Straße, die anmutet wie eine Vorortsstraße an einem Sonntagnachmittag, kannst du dir Trostloseres denken? Auf dieser ganzen Wanderung steht kein Mensch, der mir zulächelt, der mir die Hand entgegenstreckt. Meine Jugend liegt irgendwo zerknüllt und achtlos wie ein vergessenes Kinderkleidchen in irgend einem Winkel. Ja, ich besitze nichts mehr, nicht einmal die Wohlthat eines Kammers. Ich gehe durch eine grenzenlose Leere und so jeden Tag, jeden Tag, Elinor“

— Ende —

Montana-Village.

Das Seewasser plätschert heute erregt, der Föhn jauchzt über die Wiesen und läßt die Wälder aufrauschen, und die regenschweren Wolken hängen tief am Himmel. Die Berge aber scheinen so nahe, daß jeder Schrund und alle Felszacken ganz deutlich sichtbar sind, und das Schimmern des sonst so reinweißen Schnees hat sich heute verloren. — Frühlingssturm, Frühlingswerden!

Das steile Sträßchen läßt die Häuser von Montana-Vermala zurück und führt am Moubra-See vorbei hinein in den Wald. Die Tannen herrschen vor, aber es haben sich auch Föhren und Lärchen hineingefunden, und die hellgrünenden Lärchen leuchten wie stilles Freuen durch das dunkle, ernste Tannengrün. Aber das Sträßchen hat es mit Weiterkommen so eilig, daß es in seiner Hast immer steiler wird und ganz vergißt, ein wenig bei den zarten weißen und blauen Leberblümchen zu verweilen. Die sind eben aufgeblüht und stehen in Scharen, und noch viele Knospen sind zum baldigen aufbrechen bereit, — ein kleines, heimliches Frühlingsfest ist's.

Montana-Vermala vom Mont-Lachaux aus gesehen.

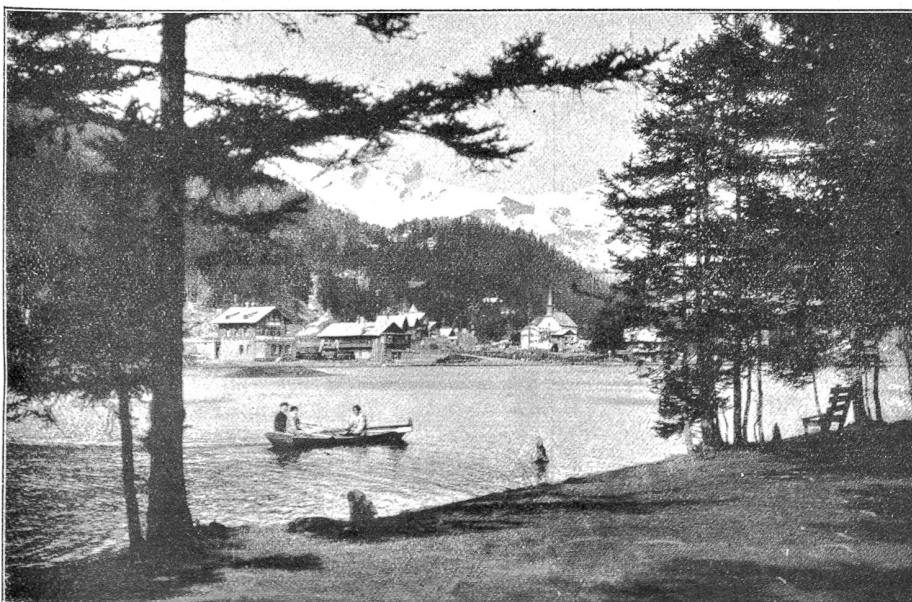
(Phot. Perrochet-Matile, Lausanne.)



Endlich bleibt der Wald zurück, und der kleine Weg rennt zwischen zwei Bördern dem Dorf zu. An den Borden steht das Gras schon hoch und ist mit Blumen durchsät und das Gebüsch grünt und blüht. — Noch ein wenig weiter unten, grad am Dorfeingang, steht sogar ein Kirschbaum in voller Blust!

Und nun geht's in das Dörfchen hinein. Die Häuser sind aus Stein, die winzigen, schmutzigen Fensterchen lassen dumpfe Stuben erraten, die Ställe unten im Haus sind niedrig und eng, das Dach ist mit silbergrauen Schieferplatten gedeckt. Die Häuser stehen nah und wie aufs Geratewohl hingebaut und deshalb hat es überall ganz enge, winklige Gäßchen, alle gleich schmutzig und bloß die ein wenig breitere Hauptstraße ist ein bißchen sauberer. — Da trägt eine Frau eine große Heuburde in den Stall, dort kommt eine andere strumpfstreichend die Straße hinauf und bei der Kirche steht eine Schar junger Mädchen im Sonntagsstaat plaudernd beisammen, alle mit dem Gebetbuch und Rosenkranz in der Hand auf die Nachmittagsmesse wartend, andere kommen von da und dort hinzu. Ueberhaupt tragen hier alle Frauen die Tracht und dies wirkt ungemein malerisch, mir scheint, sie könnten gar keine andern Kleider tragen, so ganz gehört da die Tracht ins Dorfbild, in die ganze Gegend. Der Kirchturm mit seinem offenen Glockenstuhl ragt hoch über die Häuser, es ist, als müßte er dem Dörfchen ein wenig Halt, ein wenig Hoffnung geben, so grau und gedrückt sieht es aus.

Zwischen den Wohnhäusern stehen Holzspeicher auf ihren Steinfußeln und bei einigen sind noch schöne geschnitzte Türen zu sehen. Es tut einem ganz wohl, in all dem vielen harten Steingrau das dunkelbraune Holz zu sehen. — Fast überall vor den Häusern stehen oder sitzen Frauen und Männer, neben der Wirtschaft kugeln Burschen und in einem der Gäßchen haben sich die Kinder zum Spielen und Raufen zusammengefunden



Der Grenon-See und die Station.

(Phot. Ch. Dubost, Montana.)